Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 12

Rubrik: Kleine Rundschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

Der Schöpfer des Kongostaates

Auf einer Gebirgsstufe der französischen Seealpen liegt hoch über dem Städtchen Villefranche die Villa Leopolda. Vor widrigen Winden durch einen höherliegenden Bergrücken geschützt blickt sie über terrassierte Gärten hinab auf das mit dunklen Pinien bewachsene Vorgebirge Cap Ferrat, das sich weit in das offene, blaue Meer hinausstreckt. Die Villa, ein Palais von mässiger Grösse, fällt dem Vorbeigehenden durch grosse Eleganz und die Einsamkeit ihrer Lage auf. Hier verbrachte der Belgierkönig Leopold II. ungezählte Wochen seines Lebens, Wochen der Erholung und des unaufhörlichen Planens zugleich. Wenn ein Mann seinen Lieblingsaufenthaltsort völlig frei wählen und gestalten kann, so spricht sich in seiner Wahl etwas Wesentliches der Persönlichkeit aus und wir haben einige Wesenselemente schon genannt: Einsamkeit, Eleganz und freier Ueberblick. Die Könige des demokratisierten 19. Jahrhunderts sind in Europa nur bei grossen repräsentativen Staatsfesten Vordergrundsfiguren, während sie in der aktiven Politik Figuren des Hintergrundes bleiben, die die grossen Akteure der politischen Bühne innerhalb und ausserhalb ihrer Länder an den gewichtlos scheinenden Fäden der privaten gesellschaftlichen Einflussnahme zu leiten suchen, wenigstens gilt dies von den erfolgreichen „Souveränen", den selbst agierenden „Cäsaren" wie Napoleon III. und Wilhelm II. ist kein Erfolg beschieden.

Leopold II. ist ein Meister in der Kunst des Anknüpfens gesellschaftlicher Fäden, deren er nie genug in seiner Hand vereinigen konnte, nur Talleyrand erscheint ihm hierin gleich oder überlegen und man könnte glauben, dass er von diesem Grandseigneur den Grundsatz übernommen habe, dass „man nie ein armer Teufel sein dürfe". Durch skrupellose Dispositionen verschafft er sich ein gewaltiges Vermögen, das er jeder fremden Kontrolle zu entziehen weiss. Hätte er seinen Reichtum nur zu persönlichem Genuss verwandt, so würde Leopold heute kein Interesse erwecken, aber er wandte seine Beziehungen und sein Vermögen an das eigenartige Unternehmen einen Privatstaat von so phantastischen Ausmassen zu schaffen, dass man sein Unterfangen als wahnwitzig erklären müsste, wenn es nicht gelungen wäre. Eigene Machtmittel standen dem konstitutionellen Staatsoberhaupt der Belgier nicht zu. Die grossen europäischen Kolonialreiche der Engländer, Franzosen, Portugiesen und Deutschen waren gegründet oder im Entstehen und rundeten ihre Territorien unter fortgesetzten Kämpfen mit den Eingeborenen und gegenseitigem scharfem politischem Druck ab. Dies war die Situation in Afrika und es erschien hoffnungslos, dass ein kleiner Staat oder gar ein einzelner Mann zwischen den Einflussgebieten der grossen Mächte sich ein afrikanisches Kolonialreich sollte schaffen können. Aber gerade die Spannungsverhältnisse unter den europäischen

Grosstaaten ermöglichen es Leopold im Kongogebiet Fuss zu fassen. Seine politischen Operationen bei und nach der Berliner Kongokonferenz (1884—1885) sind derartig undurchsichtig, dass Bismarck auf einem Aktenstück Leopolds das Marginale „Schwindel" hinschrieb.

Der Amerikaner Stanley hatte auf seiner phantastischen Reise durch Centralafrika von 1876—1877 unter unsäglichen Mühen den Lauf des Kongo entdeckt. Er war der verehrungswürdige Vertreter des selbstlosen Forschungstriebes jener Zeit, der das eigene Leben nicht schonte. Im Gegensatz zu ihm betritt Leopold niemals afrikanischen Boden, nach der Landkarte und auf Grund von zahlreichen Referentengutachten trifft er seine Verfügungen; geldliche Ueberlegungen und Verhandlungen mit den europäischen Staaten sind seine Mittel zur Erwerbung dieser Gebiete; er operiert wie die ihm gleichzeitigen grossen Wirtschaftsstrategen, er erkennt die ökonomische Bedeutung der Entdeckungen Stanleys und benützt dessen Ruhm in der alten und neuen Welt für seine Zwecke. Seine Absichten sind grossartig: Von der Kongomündung am Atlantik quer durch Afrika bis zum Indischen Ozean will er Land haben — zur friedlichen „Zivilisierung", „Christianisierung" und zum freien Handel. Er gründet zu diesem Zweck eine „internationale" Gesellschaft, die „Association Internationale Africaine", kurz „A.I.A." genannt; die Gesellschaft erhält eine blaue Flagge mit gelbem Stern, die Fahne des aus ihr später hervorgegangenen „neutralen" Kongostaates. Dieser Staat ist so wenig neutral als die Gesellschaft international, denn hinter ihr steht einzig und allein der Belgierkönig als Privatmann: ihre Geschichte hat Ludwig Bauer mit grossem Fleiss herausgearbeitet, sie ist das Seltsamste an politischen und finanziellen Transaktionen, das man sich vorstellen kann.

Die juristische Okkupation des Landes führte Stanley der „erste Offizier der A.I.A." mit Landkäufen durch; Negerhäuptlinge, des Schreibens völlig unkundig, unterzeichneten Dokumente, in denen sie die Souveränität verkauften; eine wirkliche staatliche Organisation bestand nirgends, die Neger trieben Jagd auf Tiere und manchmal auch auf Menschen und verzehrten diese. Als der Kongostaat im Jahre 1885 schliesslich nach mancherlei Fährnissen, die ihm in den europäischen Kabinetten drohten, gegründet war, zog sich Stanley nach England zurück, und an seine Stelle traten die Beamten des Kongostaates und der Kautschukgesellschaften, denn das Territorium musste seinem neuen Herrn vor allem Gummi liefern. Wie die spanischen und portugiesischen Conquistadoren in Lateinamerika im 16. Jahrhundert nach Gold und Silber jagten, so jagten diese Beauftragten im 19. Jahrhundert nach Gummi und alle Greuel jener ersten furchtbaren „Kolonial"-Epoche wiederholten sich. Leopold hatte Christianisierung versprochen und so musste er christliche Missionare ins Land lassen, ihre Berichte enthielten so viel Entsetzen erregendes Material über die Tätigkeit der weissen Kolonialbeamten, dass zu Beginn unseres Jahrhunderts die europäischen Mächte unter Führung Englands von Leopold die Beseitigung der

„Kongogreuel" verlangten; Edward Grey musste im englischen Unterhaus Leopold öffentlich drohen. Um dieselbe Zeit bereitete Leopold den Verkauf des Kongostaates an Belgien vor, nachdem er schon Jahre vorher belgisches Geld in grossen Summen in seinen privaten Staat investiert hatte. 1908 übernahm Belgien den Kongostaat als Kolonie, 1909 starb Leopold II.; in immer grösseren Zeiträumen war er seinem Lande ferngeblieben und hatte seine Tage in Paris und auf seiner einsamen Villa bei Villefranche zugebracht; der Coburger war der von ihm regierten belgischen Nation innerlich so fremd geblieben, wie den übrigen Menschen mit denen er zusammentraf, die eine oder andere seiner „Freundinnen" vielleicht ausgenommen.

Wir haben Leopold II. mit Talleyrand verglichen. Es bestehen äussere und innere Aehnlichkeiten, wie dass sie beide hinkten, dass sie auf einige Mitlebende einen dämonischen Eindruck machten, dass sie glänzende Causeure waren, die gleicher Weise Männer wie Frauen bezauberten, aber hinter der Causerie eine Menschenverachtung verbargen, die manchmal in geschliffenem Aperçu wie eine Würze des Gesprächs zum Vorschein kam, beide waren sie Liebhaber einer reichen Tafel und schöner Frauen und beide scheinen von der politischen Sphäre in einer abgründigen Weise angezogen zu sein. Aber an diesem Punkt offenbart sich der Unterschied zwischen dem französischen Aristokraten des 18. Jahrhunderts und diesem Souverän der Bürgerzeit. Bei Talleyrand ist die politische Arbeit niemals auf ihn selbst als letzten Zweck bezogen, er ist kein „Herrscher", der in der Macht und Machtausweitung Genuss findet, er, der immer an zweiter oder dritter Stelle stand, und mehrere seltsame Machtmystiken erlebte, musste als scharfsinniger Beobachter und Kenner politischer Technik zum Skeptiker werden, und er stellt gegenüber der Macht die Frage „Wozu?". Alle Politik ordnet sich ihm so einem sittlichen Endzweck unter, dem grossen Gedanken der Sicherung der Lebensräume der europäischen Nationen. Gesellschaft, die ihm das wichtigste politische Instrument war, schätzt er um ihrer selbst willen und tadelt noch im Alter Freunde wegen einer Neigung zu Ungeselligkeit. Der Coburger Leopold dagegen ist innerlich einsam, er hat sein Leben einem absoluten Machtbegriff untergeordnet wie einer der „cäsarischen Milliardäre" des vorigen Jahrhunderts, die Oswald Spengler schildert, ihnen ist er innerlich verwandt. Niemandes Freund sinnt er in abstrakten Gleichungen der Macht und des Geldes auf Villa Leopolda. Informationen über Informationen werden verarbeitet, Berichterstatter seiner Spezialdiplomatie empfangen und abgefertigt, das ist ihm Leben, und dann der „farbige Abglanz" des Lebens im opalisierenden Licht des südlichen Abends, das Diner mit der jeweiligen Freundin. Und als er stirbt, dem Namen nach Christ, dem Sein nach ein Widerchrist, hinterlässt er keinen Gedanken, keine Tat, dessen sich die Menschen mit Freude erinnerten, der in die Zukunft wiese — er lebt fort als ein peinliches Gedenken der fatalen Kräfte eines grossen Rechners.

Paul Schmitt.

Gottfried Kellers Leben

Seit der „kleine Baechtold", die von Kellers erstem Biographen kurz vor seinem Tod noch fertiggestellte Zusammenfassung der rein biographischen Teile seines monumentalen Werkes, aus dem Buchhandel verschwunden ist, fehlte in der ausgebreiteten Keller-Literatur just das Nächstliegende und Notwendigste: die im besten Sinne populäre, das heisst einfache, von literaturgeschichtlichen und ästhetischen Zutaten unbeschwerte, im Tatsächlichen aber möglichst vollständige Geschichte von Kellers Leben. Wir danken es der Initiative des Insel-Verlages, dass wir dieses Buch jetzt haben; es hat den aus unserer württembergischen Nachbarschaft gebürtigen Stettiner Bibliothekar Erwin Ackerknecht zum Verfasser und ist in Druck und Ausstattung ein Beispiel jener schlichten Vornehmheit, die jedes mit dem Inselschiff signierte Buch kennzeichnet (Gottfried Keller. Geschichte seines Lebens. Mit 16 Bildtafeln. Leipzig 1939. — 386 S.)

Erzählen will der Verfasser, nichts als erzählen; und er tut dies aus der solidesten Kenntnis des gesamten biographischen Materials heraus in flüssiger, charaktervoll-einfacher Sprache und mit offenkundiger Freude am charakteristischen Detail, am Anekdotischen im Sinne Fontanes, das aber die grossen Linien dieses Dichterlebens nirgends überwuchert. Ackerknecht hat sich bei anderen Gelegenheiten als gründlicher und feinfühliger Kenner von Kellers Dichtung ausgewiesen; in diesem Buch verzichtet er, dem Willen seines Auftraggebers gehorchend, bewusst auf jede einlässliche Würdigung der Werke. Wenn er aber einmal wertend Stellung nimmt, um durch das Werk eine biographische Tatsache aufzuhellen, dann geschieht es mit wohlüberlegtem selbständigem Urteil; z. B. da, wo er an den Wandlungen des Gedichtes „Jugendgedenken" die Wirkung von Follens Beirat nachweist und dabei entschieden für die jüngere Fassung eintritt (S. 110). Nirgends drängt sich der Biograph selber in den Vordergrund; er verschwindet so gut wie vollständig hinter seinem Gegenstand, den er mit unbedingter Wahrhaftigkeit zu schildern versucht, wie er wirklich war, nicht wie sein eigener Geist sich in ihm spiegelt. In dieser reinen Sachlichkeit gleicht das Werk dem kleinen Buch der Witwe Uhlands über ihren Mann, das Keller für das Muster einer Dichterbiographie gehalten hat.

Es war dem Verfasser versagt, die Vorstudien für sein Buch in Zürich durchzuführen; er hätte dies auch nicht nötig gehabt, denn noch unverarbeitetes biographisches Material gibt es auch hier kaum mehr zu heben, und dass er Kellers Heimat kennt und liebt, ist unschwer aus dem Buch herauszulesen. Seine Hauptquellen sind — neben Baechtolds grundlegender Biographie in der Bearbeitung durch Ermatinger — vor allem Kellers Briefe und Tagebücher, ausser den bei Baechtold-Ermatinger abgedruckten auch die von Fränkel kürzlich edierten Briefe an Vieweg und die Briefwechsel mit Storm, Heyse und den Geschwistern Exner; dazu die Erinnerungen von C. F. Meyer, Adolf Frey, Wilhelm Petersen.

Für die Jugendzeit natürlich auch der „Grüne Heinrich", den noch einmal vorzunehmen der Verfasser dem Leser dringend ans Herz legt. Dass er vom wörtlichen Zitat ausgiebig, ja beinahe verschwenderisch Gebrauch macht, stimmt überein mit dem Bestreben, die eigene Person hinter den Gegenstand zurücktreten zu lassen, und in der Auswahl der zitierten Stellen aus Briefen, Tagebüchern und Gesprächen und in der Art, wie er sie mit der biographischen Erzählung verwebt, erweist sich Ackerknecht als ein wahrer Meister jener Kunst des Zitierens, die bei aller Freigebigkeit das Verlangen nach dem Urtext eher weckt als stillt. Mit Recht begnügt sich das Nachwort mit ganz wenigen Hinweisen auf die Fachliteratur; dass Thomas Rofflers geistvolles Buch genannt wird, lässt ermessen, wie gut sich der Verfasser auch auf diesem Gebiet auskennt.

In zehn Abschnitte von ungleicher Länge gegliedert, rollt das Leben Kellers von den Spielen des Kindes durch die Enttäuschungen des werdenden Künstlers bis zur grossen Ernte des Mannes und dem müden Ausklang vor dem Leser ab. Oertlichkeiten und Personen werden zumeist mit wenigen sicheren Strichen gezeichnet. Lebendig treten die für Kellers menschliche und künstlerische Entwicklung entscheidenden Persönlichkeiten hervor: Mutter und Schwester zuerst — ergreifend vor allem die Darstellung des äusserlich so ganz unsentimentalen Verhältnisses der beiden alten Geschwister —, dann die Frauen, denen Kellers unerwiderte Liebe galt, von Luise Rieter, dem Urbild der Figura Leu, bis Betty Tendering, die Kellers Herz in eine „dunkle Purpurmühle der Leidenschaft" verwandelte wie noch keine Frau vorher; die unglückliche schwermütige Braut Luise Scheidegger, deren scheues Wesen sich auch in dem beigegebenen wenig bekannten photographischen Bildnis ausdrückt; weiter die Freunde, die dem unsicher Tastenden vorwärtshalfen, das Vertrauen des Schwerzugänglichen gewannen, die Launen des Reizbaren ertrugen: Wilhelm Schulz, Follen, Freiligrath, Hettner, Semper, die beiden Exner — die Geschichte der Freundschaft mit der „Exnerei" ist eine der reizvollsten Partien des Buches —, dann Boecklin, Heyse, der Freund am fernen Nordmeer Theodor Storm; Kellers erster Biograph endlich, der sich durch seinen Uebereifer die persönliche Freundschaft Kellers verscherzte, aber zum Glück den einmal übernommenen Auftrag dennoch ausführen konnte.

Eine Fülle von Einzeldaten ist in diesem durchaus auf das Tatsächliche gestellten und trotzdem nicht am bloss-Stofflichen haftenden Lebensbild zu einem wohlausgewogenen und angenehm lesbaren Ganzen zusammengefügt, das innerhalb seiner Gattung selbst ein Beispiel ist jener „handwerklichen Klein- und Feinarbeit", die der Verfasser an den „Leuten von Seldwyla" bewundert. Mit biographischen Entdeckungen und Enthüllungen kann das Buch nicht aufwarten — so wenig wie dies irgend eine andere neue Kellerbiographie vermöchte. Aber die gründliche Kenntnis der zeitgenössischen Literatur gibt dem Verfasser doch mehr als einmal Gelegenheit, schon Bekanntes neu zu belegen oder in ein neues Licht zu rücken; so, wenn er (S. 156) Feuerbachs äussere

Erscheinung nach der Schilderung eines ungenannten Freundes darstellt und zum Bild des Grafen im „Grünen Heinrich" in Beziehung setzt: oder wenn er (S. 161) eine höchst lebendige Charakteristik Hettners aus einem verschollenen Büchlein Moleschotts herausholt oder Elisabeth Förster-Nietzsche von einem Besuch ihres Bruders im „Thaleck" erzählen lässt (S. 351). Petersens bekannte Schilderung seines letzten Besuches bei Keller wirkt hier kellerischer als bei Baechtold-Ermatinger, da Ackerknecht auch eine von den „Schnurren" abdruckt, die der Todkranke seinem Gast erzählte und vorspielte. Die Verse auf Kellers Tod von Karl Weitbrecht, dem damaligen Rektor der Zürcher Töchterschule, allerdings (S. 381 ff) liegen so deutlich unter dem Niveau von Kellers eigener Lyrik, dass ein kürzeres Zitat daraus genügt hätte.

Schulden und Manuskriptnöte gehören nun einmal zum Bild von Kellers menschlicher Existenz; sie werden in dieser aufrichtigen Darstellung seiner Schicksale nicht vertuscht. Gegen seine Gewohnheit mit dem eigenen Urteil diesmal nicht zurückhaltend, bemüht sich Ackerknecht, Kellers höchst fatalen Hang zur Säumigkeit im Abliefern längst versprochener Manuskripte, das ewige Kreuz seiner Verleger, zu verstehen (S. 224 ff), und er tut dies mit kellerischer Ehrlichkeit, indem er nicht den Versuch macht, alle Schuld auf die Verleger abzuwälzen: bei diesem ewigen Nichtworthalten, zuerst gegenüber Vieweg, später vor allem gegenüber dem unglaublich geduldigen Rodenberg, „muss als eine selbsttätige Schutzeinrichtung oder, wenn man will, als eine Kriegslist des Ingeniums ein notwendiger Wahn im Spiele gewesen sein. (Goethe zu Eckermann: ‚Ich kenne mich auch nicht, und Gott soll mich davor behüten.') Der oft so Ungestüme, Ungeduldige hätte wahrscheinlich an seinen grossen literarischen Plänen überhaupt nicht festzuhalten vermocht, wenn es ihm jeweils von vornherein klar gewesen wäre, wie viele Jahre zäher innerer Arbeit zu ihrer Ausführung nötig seien" (S. 226). Dass der Verfasser Rodenbergs Verdienste um Keller und um die damalige deutsche Literatur überhaupt nach Gebühr anerkennt (S. 303), verdient besonders bemerkt zu werden, da es sich heutzutage leider nicht mehr von selbst versteht.

Gottfried Kellers politisches Glaubensbekenntnis ist in den letzten Jahren jenseits unserer Grenzen so unglaublich vergewaltigt worden, dass man bei jedem daher stammenden Buch über ihn auf alles gefasst ist. In diesem Fall durchaus mit Unrecht. Wenn der Verfasser Keller als d e u t s c h e n Dichter betrachtet, weiss er sich durch Keller selber gedeckt, der bekanntlich von einer schweizerischen Nationalliteratur ausserhalb der Literatur der grossen deutschen Sprachgemeinschaft nichts wissen wollte; aber er macht kein Hehl daraus, dass sich Keller politisch unbedingt als Schweizer fühlte und dass es für ihn einen Zweifel am Recht der Schweiz zu einem politischen Eigenleben nicht gab — trotz der fatalen Tischrede, die er, nach seinem eigenen Geständnis „von belebtem Toastieren hingerissen", am Abschiedsessen für Prof. Gusserow hielt. Der Biograph berichtet (S. 67 f.), wie schon

der Münchener Kunstjünger in seinen „Vermischten Gedanken über die Schweiz" die Versuche des Auslandes, die Schweiz „geistig zu zwingen", zurückweist mit der Erklärung, „der Schweizer habe nun einmal gefunden, dass die Unabhängigkeit des gesamten Vaterlandes, die Freiheit des Gedankens und des Wortes, die völlige Gleichheit der Rechte und Nichtgeltung des Standes und anderer Aeusserlichkeiten das Bedürfnis seiner Seele ist"; er zitiert (S. 251) die Strophe aus dem Eröffnungslied zum Eidgenössischen Sängerfest 1858, die dem Triumph über die diplomatische Niederlage Preussens im Neuenburgerhandel kräftigen Ausdruck verleiht, und würdigt die Bundesverfassung von 1848 als das glückliche Ergebnis des schweizerischen demokratischen Radikalismus (S. 153). Für Kellers vaterländisches Credo zeugt die faksimilierte Wiedergabe der ersten Niederschrift des Liedes „O mein Heimatland". — Die Bildtafeln sind mit Bedacht ausgewählt und vorzüglich reproduziert: neu hergestellt wurden (von Emil Guyer) eine Aufnahme des Hauses „zur Sichel" von der Gartenseite her und eine reizvolle Ansicht von Glattfelden. —

Es ist ein schönes Zusammentreffen und gewiss mehr als ein blosser Zufall, dass uns das Jahresende gleich zwei wohlgeratene neue Bücher von und über Keller beschert hat: Carl Helblings kostbare Briefauslese und Erwin Ackerknechts währschafte Biographie. Sie gehen zwar verschiedene Wege; das Ziel aber ist dasselbe: der Mensch Gottfried Keller. Und wie sehr gerade unsere Zeit den Menschen Keller braucht, erhellt daraus, was jeder der beiden Autoren mit seinen Mitteln und im Rahmen seines Auftrages als das Wesentliche an Kellers Persönlichkeit erkennt: Helbling die „Vornehmheit", die in der „gepflegten inneren Kunde vom Sein des andern" wurzelt; Ackerknecht eine „dreifache Kraft", die vor allem die Jugend aus der Betrachtung seines Werkes und seines Lebens werde schöpfen müssen: „ein beglückendes Vertrauen auf die unüberwindliche Macht gütiger, fester und redlicher Gesinnung, eine ruhevolle, befreiende Freude an der Fülle, Buntheit und Wandelbarkeit der Welt und eine unsentimentale, männliche und schöpferische Pietät gegenüber allem Lebendigen."

Max Zollinger.

Bezugsbedingungen:
Einzelheft Fr. 1.50, im Abonnement Fr. 15.— für 12 Hefte pro Jahr.
Ausland Einzelheft Fr. 1.80, im Abonnement Fr. 18.— pro Jahr.
Erscheint jeweilen anfangs des Monats

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Meier
Redaktion u. Verlag: Fretz & Wasmuth A.G. Zürich, Akazienstr. 8
Tel. 45.855 Postcheckkonto VIII 6031
Inseratenverwaltung: Jakob Winteler, Akazienstr. 8, Zürich
Druck: Jak. Villiger & Cie., Wädenswil Tel. 95 60 60

Printed in Switzerland